

# Ein Haus am Meer und eine Terrasse zum Boulen

VADOULE LIEGT in der Provence am Mittelländischen Meer, wo die Küste noch nicht Côte d'Azur heißt, noch nicht schick ist, es fürs Leben gern werden möchte, was Gott aber noch eine Weile, solange wir hier leben, in Gnaden verhindern möge. Die Côte d'Azur beginnt da, wo die Berge hart ans Meer rücken und das Hinterland, falls man nicht im Flugzeug fliegt, den Blicken entschwindet. Der Fußgänger hat die Wahl, entweder unter Autos verschiedener Marken zu geraten oder sich an steilen Felswänden die Nase einzustoßen. Er kann auch in den Spielsalon gehen oder ins Meer springen. Wie das Klima hier und dort ist, da sind die Meinungen geteilt, denn jeder Ort, der eine Mairie, eine Bürgermeisterei besitzt, hat sein eigenes Thermometer. Einmal schneite es in Nizza, während in der Provence die Sonne schien. Aber meist ist es an der Côte d'Azur um zwei Grad wärmer.

Aber nicht dieser geringe Unterschied bedingt den Ruf der Côte d'Azur. Es ist ihre mit Luxushotels und Casinos geschmückte Fassade, die Menschen mit Geld anlockt. Nirgends in der Welt laufen so viele Fassadenmenschen herum wie zwischen Cannes und Menton. Sie erkennen in der überladenen Enge der Küste ihr eigenes, mit Ornamenten vollgepfropftes Dasein und fühlen sich heimisch. Die Berge schützen sie gegen den Mistral und andere Misslichkeiten. Abends im Licht der Scheinwerfer werden die Felsen zu Kulissen aus Karton, als könne man sie umblasen. Die Eingeborenen, soweit es die noch gibt, leben von den Fremden, werden dabei reich und arm, sprechen viele Sprachen und verkümmern.

Vadoule dagegen geht in die Tiefe. Das kann symbolisch verstanden werden, aber davon abgesehen scheint mir diese Eigenschaft unserer Küste — die Tiefenwirkung, der Reichtum an Plänen — ihr hoher Reiz zu sein. Breitgelagert die Ebene mit den zahllosen Reihen

von Weinstöcken, den Alleen silbriger Oliven, den Zedern, den steilen Zypressen und den gewölbten Pinien, die immer gerade dort stehen, wo sie hingehören, mit den gefälligen Gehöften, in Gelb und Blau und Rosa, auch sie, möchte man glauben, nach einem glücklichen Plan verteilt. Langsam steigt das Land zu der doppelten Kette von Hügeln an, zwischen denen die Eisenbahn fährt, ein munteres Spielzeug. Wenn der Güterzug morgens um zehn an dem hochgelegenen Kirchhof vorbeikommt, singt die Lokomotive in kurzen und längeren Pfiffen ein Liedchen, von dem Bab, meine Frau, zuerst behauptete, es sei die *Marseillaise*. Unsere Ida hat die Melodie richtig erkannt: Auf der grünen Wiese hab ich sie gefragt ... Die Melodie gibt es auch im Französischen unter dem Titel *Au clair de la lune*.

Außer der »Adlernase«, die im fernen Westen aus dem Meer ragt und eigentlich nicht dazugehört, haben wir nur zusammenhängende, bewachsene Hügel, keine hohen Berge. Das ist gut so. Keine noch so gewaltigen Gipfel könnten den sanften Schwung und die lächelnde Erhabenheit der Linie ersetzen, die im Horizont endet. Wer die Corniche östlich von Nizza, die weltberühmte Küstenstraße, pittoresk nennt, wendet sich an die Fantasielosigkeit der Fassadenmenschen. Keinem Künstler von Verstand ist je eingefallen, dergleichen zu malen. Als Gott die Provence machte, hatte er nicht die Fremden im Sinn, sondern die Leute, die sich hier ansiedeln sollten, Monsieur Petitot, unseren Pächter, und seine dicke Frau, den Klempner Gabriel und die grazienreiche Madame Gabriel, Monsieur Barrigou, den Friseur am Platz, den Güterzug mit dem Lied von der grünen Wiese. Es ist eine menschliche Gegend.

Auch dort in der Provence, wo die Natur stärkere und gewagtere Töne anschlägt und der Berge viele sind, fehlt die fassadenhafte Romantik. Die Felsen bei Cassis und auf dem Weg über das Gebirge nach Marseille, bei Aix-en-Provence und bis zur Rhone hin, scheinen mit der Umsicht eines erleuchteten Baumeisters gegliedert zu sein. Die großartige Struktur der Berge von Montagne St. Victoire, nicht von Aix aus gesehen, sondern die Rückseite, eine doppelte Reihe von blanken, horizontalen Schanzen, eine Festung, ein gigantisches Ilion, hat vollendetes Maß.

Dann das Meer! Die vielzähligen Buchten erinnern an Griechenland,

aber wir haben schönere Gebäude und reichere Vegetation. Im Sommer bringt sie die Töne Paul Cezannes hervor, im Winter aber, wenn die schwarzen Rebstöcke mit ihrem kurz geschnittenen Geäst bei den knorrigen Olivenbäumen stehen, erscheinen vor dem inneren Auge die Rohrfederzeichnungen Vincent van Goghs. Im sonnigen Januar blühen nur die Mandelbäume. Aber nach und nach bereichert sich die Szene mit so viel farbiger Einzelheit, dass das Auge nicht ausreicht; fast zu viel des Guten. Die Natur verführt den Zuschauer zu Schwärmereien, denen nur der dem Boule-Spiel ergebene Einheimische mühelos widersteht.

Solange die Reben nicht die ganze Erde brauchen, säen und pflanzen die Bauern in die sauber gepflügten Furchen zwischen dem Wein Gemüse und Früchte. Da wachsen so nebenbei Erbsen, Haricots — grüne Bohnen —, Tomaten, Artischocken, Erdbeeren und Pfirsichbäume. Der Wein kostet dieses Jahr 1,14 Francs der Liter, das sind zwanzig Pfennige, verhältnismäßig teuer, da es wenig gibt. Im vorigen Jahr zahlten wir die Hälfte. Es ist ein Roter, kein besonderes Gewächs, aber jeder weiß, dass er, gebleicht, für Cassis genutzt wird, der das Dreifache oder Vierfache kostet und auch im Ausland geschätzt wird. Wir sind hier unseres Daseins froh. In benachbarten Orten leben einige Maler und Dichter aus der Fremde, Leute ohne Arg, die dem Land nichts antun und froh sind, in Frieden gelassen zu werden. Aber außer italienischen und spanischen Landarbeitern sind wir in Vadoule die einzigen Fremden.

Vadoule-Ville hat zwei gepflegte Fahrstraßen und einen Platz mit der Mairie, wo im Juni die Heilige Vadoule und am 14. Juli das französische Nationalfest gefeiert werden. Nur knapp neunhundert Menschen leben in den weiß gestrichenen Häusern, zwei oder dreistöckig, unten mit kleinen Läden, aber Vadoule-Ville ist kein Dorf. Mit ihren städtischen Gesichtern könnten die Häuser ebenso gut in Toulon sein oder wenigstens in Hyères, und von den Menschen gilt dasselbe. Die richtigen Bauerntypen auf der Straße sind meist Italiener.

Im Sommer kommt aus Toulon und Marseille meist Petite-Bourgeoisie an unseren Strand, der Vadoule-Plage heißt, aber erst, wenn es richtig heiß ist. Vor Juli badet kein Franzose, der was auf sich hält. Franzosen sind mit ihren Kalorien ebenso sparsam wie mit

ihren Moneten. Dann aber wird Vadoule-Plage zwei Monate lang eng. Die Autos, die sonst nur sonntags vereinzelt vor der Hostellerie des Bains halten, parken zu vielen Dutzenden an dem natürlichen flachen Sandstrand, wie es an der Côte d'Azur nur sehr wenige gibt. Die Strecke zwischen der Hostellerie und dem Ende des Strandes, wo man an dem kleinen, versteckten Schifferhafen La Madrague vorbei zu dem Schloss des Monsieur Theophile Grosjean aufsteigt, mag einen guten Kilometer betragen. Da wimmelt es dann von bunten Badenden. Kinder spielen im Sand.

Außer den beiden Hotels, die noch aus der Zeit vor dem Krieg stammen, der Hostellerie am Strand, dem üppigeren Grand Hotel mit der aufsteigender Palmenallee und dem Park, der etwas abseits liegt, besitzt Vadoule-Plage einen jährlich wachsenden Komplex bunter Villen, die parallel zum Strand stehen. Erbaut sind sie in einem wenig ansehnlichen Stil, der die gekanteten Flächen Le Corbusiers mit älteren Schmuckformen zu verbinden sucht. Ein mit gelbem Kies bestreuter Fahrweg führt von der Chaussee zu den Villen, und wo er abzweigt, bitten zwei schräg auf die Erde gestellte Schilder die Passanten, gütigst hereinzuspazieren und uns die Ehre zu erweisen, die mit allem Komfort versehenen Häuser in Augenschein zu nehmen.

Dort, wo der gelbe Weg in den Strand läuft, finden sich ähnliche Schilder mit der Bitte, nunmehr nach vollzogener Besichtigung sich nach unserm Büro gleich neben der Hostellerie zu bemühen, wo wir Ihnen mit besonderem Vergnügen die günstigen Miets- und Kaufbedingungen vorlegen werden. Es wurden bereits mehr als die Hälfte der Villen verkauft oder vermietet. Nun aber hat die Wirtschaftskrise den erschreckenden Baueifer gehemmt und die Errichtung eines pomphaft projektierten Strand-Casinos glücklich verhindert.

Die Villen sind die Schöpfung der »Union«, einer großzügigen Aktien-Gesellschaft, deren Hauptaktionär der bereits erwähnte Monsieur Grosjean ist. Grosjean, ein rüstiger, sanguinischer Siebziger mit kurzem Hals, der das Offizierskreuz der Ehrenlegion trägt, ist ein früherer Seifensieder, der aus Marseille stammt. Klappaugen, schneeweißes, etwas gewelltes Haar, vermutlich Neigung zum Schlagfluss; sein stark gerötetes Gesicht hat eine undurchdringliche Starrheit im

Ausdruck, die sich auch während des Lachens behauptet. Er lacht nur lautlich mit Kopftönen, ohne die Miene zu verziehen. Kurz, er ist eine ihres Eindrucks sichere Erscheinung. Und Monsieur Grosjean ist der reichste Mann des Städtchens und vielleicht der Provence.

Den Brunnen aus Sandstein in Vadoule-Plage, ein Mädchen, das aus einer Vase Wasser fließen lässt, hat er bezahlt, auch das Bronzedenkmal auf dem Platz in Vadoule, ein Bacchus nach Michelangelo, der eine elektrische Lampe trägt und auf dessen Sockel der Name Grosjean in Gold steht. Seine Fondation Théophile Grosjean unterhält ein Haus für bedürftige Greise. In der Mairie hängen sein Bild und das seiner Gemahlin in Öl. Fast ganz Vadoule gehört Grosjean, die Villen am Strand, mehrere alte und neue Schlösser — darunter Mon Repos, wo er mit seiner Familie lebt — und viele Bauernhöfe. Und schon bald nach dem Krieg erwarb er auch das Haus, in dem wir selbst leben, für rund 150 000 Francs nach heutigem Wert; bei einem jährlichen Mietertrag von 20 000 Francs keine schlechte Anlage.

Wir wohnen nicht in Vadoule-Plage, da wir nicht der Saison wegen hier sind und es vorziehen, wenn das Meer in einiger Entfernung bleibt. Unbegreifliche Manie, zumal im Winter, bei Mistral, das Geräusch der Wellen im Ohr und die wässrige Unendlichkeit vor Augen haben zu wollen. Für uns Binnenmenschen erscheint eine wechselreiche Szenerie passender, mit Vegetation, mit Gehöften und Weinbergen, die von Wegen und der Straße durchschnitten werden, und wo das Meer nur zur Bewegung beiträgt. Unser Haus liegt zwischen Vadoule-Plage und Vadoule-Ville genau in der Mitte. Wir brauchen nach dem einen und nach dem anderen zu Fuß zehn Minuten.

Unser Haus ist ein großer viereckiger Kasten, wohl noch unter Napoleon oder kurz darauf für den früheren Besitzer des Weinguts gebaut. Es steht, wie es stehen muss und kehrt der Hauptstraße und dem Mistral den Rücken zu. Die Front liegt nach Süden. Am Eingang eine mit fünf chinesischen Maulbeerbäumen geschmückte Terrasse, ein paar Meter oberhalb des Rebenfelds. Die Bäume, mächtige Gewächse, die bis an die Fenster des zweiten Stocks reichen, stammen nicht aus China, sondern heißen nur so. Sie regeln die Zufuhr des Lichts und der Wärme. Kahl bis Mitte April, haben sie erst im Juni, wenn die Sonne

stark wird, ihr volles Blattwerk. Dann beschatten sie die Terrasse vollkommen und die Hitze bleibt draußen. Die Haustür wird von zwei riesigen, runden Büschen weißer Margeriten flankiert. Die höchsten Stängel reichen mir bis an den Hals. Bald muss ich sie kürzen lassen.

Ich liebe unsere Terrasse. Bab zwar vermisst einen Garten; sie spürt wie viele Großstädter auf dem Lande den Drang, sich botanisch zu betätigen. Mir hingegen erscheint angesichts der weiten Rebenerfelder, die sich um uns erstrecken, jeder Garten ein Unding. Beete mit Blümchen würden die Fülle unseres Blickbesitzes verkleinern und dem Haus die stolze Abgeschlossenheit rauben. Dieses Haus ist es, um das sich diese Geschichte dreht. Im Volksmund heißt es, ich weiß nicht, warum, Chateau Boeuf, und wird kurz »Das Schloss« genannt.

Wir wohnen nicht alleine in unserem Schösschen. Im zweiten Stock lebt Mademoiselle Eugénie Tardif mit ihrer Bonne — dem Hausmädchen — Madame Louise. Die Mademoiselle soll über neunzig Jahre alt sein. Sie war Lehrerin, mit dem Komponisten Jacques Offenbach bekannt, erfreut sich erstaunlicher geistiger Frische und erzählt in wundervollem Französisch vom letzten französischen König Louis Philippe und den Fehlern seiner Regierung. Sie hat auch König Eduard als jungem Prinzen in Biarritz Konversationsstunden erteilt. Ihre eigenen Herrscherlaunen lässt sie an ihrer Bonne aus.

Auch diese ist bereits hoch in den Siebzigern, war nur einmal — und nur acht Monate lang — verheiratet, dient dem Fräulein seit dem dreißigsten Jahr und wird, wenn die Fünfzig um sind, wohl die goldene Dienstmedaille erhalten. Eine kernige Person ist sie, die sicher einmal schön war. Mademoiselle hatte einst ihren Sohn ins Haus genommen, der dann 1870 gefallen ist. Bonne Louise hängt nach der in Marseille bemerkbaren Landessitte Silben an ihre Worte an. Bab wird, wenn Mademoiselle nicht dabei ist, von ihr »Kleine, ma petitee«, tituliert, mit doppeltem e am Ende. Den Verdacht, sie stamme aus Marseille, weist Louise aber entrüstet zurück. Sie sei aus Aisse, wollte heißen Aix.

Die Bonne lässt sich die Herrschsucht ihres Fräuleins nur bis zu einem gewissen Grad gefallen. Am Sonntag gehen die beiden Damen zusammen in die Kirche, und dann bekommt Bab ein Blümchen

mitgebracht. Und Ida, unser Hausmädchen, trägt morgens das für Mademoiselle bei uns abgegebene Brot hinauf. Bonne Louise versteht sich gut mit Madame Petitot, der Nachbarin. Die Bonne habe seit Jahren kein Gehalt mehr bekommen, behauptet Madame Petitot. Denn Mademoiselle Tardif sei zwar sehr reich, aber auch sehr geizig. Dabei soll Monsieur Grosjean sie angeblich fast umsonst wohnen lassen, weil sie es mit ihm gut verstehe.

Die Petitots leben gleich nebenan, in einem niedrigen Gehöft. Monsieur Petitot ist der Pächter, der Fermier. Zu seinem Bauernhof gehören auch Ställe mit Schweinen, von denen bei ungünstigem Wind ein merkbarer Hauch zu uns dringt. Vor der Fütterung schreien sie wie besessen. Petitot nennt seine Schweine Minister. »Ich gehe meine Minister füttern«, sagt er. Im Spätherbst, wenn sie an die fünf Zentner wiegen, werden sie verkauft. Ministerwechsel. Monsieur Petitot, ein erfahrener Mann, der sogar schon in Algier war, gilt als einer der besten Fermiers der Gegend. Bab behauptet allerdings, er stelle Ida nach. Das jedoch mag ich den Reizen Idas, einer nicht mehr ganz jungen Polin aus Ostpreußen, stumpf wie ein Brett und bei höherer Temperatur aromatisch, nicht zutrauen.

Dem alten Petitot ist an Intelligenz, sicher an Bildung, sein ältester Sohn Vincent überlegen, der in Zeitschriften den Fortschritt verfolgt, während sich der Alte nur auf eigene Erfahrung verlässt. Vincent ist verheiratet und hat zwei Kinder. Das ältere, Roger, ein munterer Junge von vier Jahren, lebt auf dem Bauernhof. Vincents Frau führt die Cremerie gegenüber der Post und hat das jüngere Kind meist bei sich, auch ein Junge. Vincents Bruder Louis ist noch nicht zwanzig und unverheiratet. Die beiden haben eine Schwester, Fernande, gerade vierzehn geworden und bereits üppig entwickelt. Sie dürfte eines Tages den Umfang der Mutter erreichen.

Kaum zwanzig Morgen ist der Petitot-Hof groß, aber aus diesem Stückchen Land wirtschaftet der Pächter mit seinen beiden Söhnen und dem dicken Wallach Blond, der den richtigen langsamen Ackerschnitt hat, jährlich etwa 40 000 Francs heraus, Gemüse und Schweinezucht nicht mitgerechnet; bei guter Weinernte und wenn die Pflirsichbäume voll tragen, auch mehr. Die Petitots sind tüchtig. Wenn sie die Reben gegen die Krankheit schwefeln, fährt der

alte Petitot auf dem Schwefelwagen, gezogen von dem Wallach, und Vincent und Louis marschieren mit den Behältern auf dem Rücken, schweren Dingern, und spritzen mit dem Irrigator den gelbgrünen Puder rechts und links auf die Nebenblätter. Dabei verwandeln sich die drei Männer in eidechsenhafte Wesen.

Voriges Jahr, als wir noch in der Hostellerie am Strand gewohnt haben, haben sie die drei Pinien an der östlichen Mauer abgeholzt, um einige Quadratmeter mehr Wein pflanzen zu können. Es waren drei wunderbare Exemplare, die schönsten Pinien der Gegend. Bab hat sie oft gezeichnet, und sie gaben der Farm das Gesicht. Als ich mich über den Besitzer wunderte, der das Gemetzel an den Pinien zugab, meinte Vincent, wenn es nach seinem Vater ginge, müssten auch die Zedern vor der Terrasse weg. Solange aber er hier sei, versprach er mir, würden sie bleiben.

Vom dem Ertrag des Bauernhofs bekommt Monsieur Grosjean, der Patron, die Hälfte. Das Gemüse und die Schweine aber, deren Dünger gebraucht wird, gehören dem Pächter allein. Dafür muss er den Wallach füttern und die Helfer bei der Weinernte bezahlen. Wir beziehen von dem Hof einen wesentlichen Teil unserer Nahrung.

In der Politik stehen die Petitots wie die meisten Leute hier sehr weit links, nahe bei den Kommunisten, denken aber nicht im Traum an Marx oder an Moskau. Sie wollen einfach der Regierung, gleichgültig welcher, opponieren. Ginge es nach ihnen, wären wir längst mit Frankreich einig. Da hier niemand verhungert, lässt man andere leben, betrügt, wo es geht, den Staat, nicht den Nächsten, und behandelt uns freundlich. Petitot trinkt morgens zum ersten Frühstück den ersten Liter Wein. Seit Jahren raucht er nicht mehr, denn als er noch rauchte, hat er zuletzt fast nichts mehr trinken können. In die Kirche geht er ebenso wenig wie die andern Männer von Vadoule. Von den zwei Kirchen wird die eine seit Jahren als Kino benutzt. Den Geistlichen der anderen findet Bab unsympathisch. Dagegen flirtet sie gerne mit Monsieur Falouze, dem Maire — der Bürgermeister —, der auch Notar ist und der eleganteste Mann von Vadoule.

Jeden Sonntag von Morgen bis Abend, in der Woche mittags in der Pause oder gegen Abend, spielen die Männer der Provence Boule,

oder wie es auf Provençalisch heißt, Pétanque; in jedem Ort, mit Vorliebe auf den mit Platanen gerahmten Marktplätzen, aber auch auf jedem andern Platz, der sich eignet oder nicht, sogar auf geteereten Straßen. Und auch Vincent und Louis Petitot aus Vadoule, gute Boulespieler, sind immer dabei. Das Ziel ist eine winzige Holzkugel, der Cochonnet, das Schweinchen, das von der Partei ausgesetzt wird, die zuvor gesiegt hat. Es gilt, möglichst viele Bälle in die Nähe des Cochonnet zu bringen. Das geschieht — solange keine feindliche Boule unmittelbar am Ziel liegt — mit »Pointieren«: Die Boule wird mit nach oben gerichteten Handrücken laufen gelassen, langsam oder schnell, gerade oder im Bogen, tief oder hoch aufgesetzt, je nach der Lage des Ziels und der Beschaffenheit des Terrain, das vor dem Werfen erkundet wird. Dabei klopft ein Spieler ausführlich den Boden ab, um versteckte Hindernisse festzustellen, die den Lauf des Balls beeinflussen könnten, und die andern warten geduldig und ernst, denn nichts bleibt dem Zufall überlassen.

Es gibt noch eine kühnere Art des Werfens: Der Schuss von oben auf die das Ziel besetzende feindliche Boule. Trifft er genau, so saust der Feind in die Ferne, und der eigene Ball bleibt genau an der Stelle des Vertriebenen liegen und rührt sich nicht. Dabei gibt es einen dem Ohr wohlthuenden peitschenhaften Knall. Gegen Ende der Runde können durch einen einzigen feindlichen Balls gleich mehrere Bälle weggeschossen werden, und diesen Schuss nennt man Palais. Dafür spart jede Partei ihre besten Spieler auf, und Vincent ist einer davon.

Matadore — professionelle Spieler — geben sich nur im Notfall mit Pointieren ab, hingegen versuchen flauere Spieler, wie etwa unser Monsieur Puche, der Schreiber der Mairie, das Pointieren mit Schießen zu kombinieren. Das ist nicht verboten, aber sehr unfein. Das Prinzip beim Boulen ist dasselbe wie beim Boccia der Italiener, das nur mit größeren Holzkugeln gespielt wird, aber ein Meister im Boccia kann im Boule ein Stümper sein. Es ist wie Reiten auf einem Esel oder einem Vollblut. Bei gewöhnlichem Boule darf die Entfernung zum Cochonnet nicht weniger als drei und nicht mehr als neun Meter betragen, aber auf ausgedehnten Plätzen gibt es auch Partien von fünfzehn bis zu fünfundzwanzig Metern.

Hierbei darf der Werfer in einem Sprungschritt aus dem Kreis,

der den Standort bezeichnet, heraustreten, muss aber auf dem Schrittbein stehen bleiben und darf mit dem andern Fuß nicht den Boden berühren. Er darf auch drei oder vier Schritt vorwärts laufen und im Laufen die Kugel werfen. Unserem Klempner Gabriel und dem Fischer Martin gelingt das selbst auf größte Entfernung fast immer. Sie holen mit dem Arm weit nach hinten aus wie beim Diskuswurf und werfen mit aller Kraft, noch vom Lauf gesteigert. Bei solchen Partien steht immer ein dichter Kreis von Zuschauern um die Spieler. Auch wird gewettet, und die Sätze erreichen manchmal tausend Francs.

Längst haben auch Bab und ich in Toulon bei dem Vogelhändler der Rue Mirabeau, der auch Boulebälle herstellt, einen Satz von Zwölfen erworben; nicht die teuren, mit Messing umgossenen, die wie Gold aussehen und deren sich die Matadore bedienen, denn damit würden wir uns lächerlich machen, aber ganz anständige. Die Kugeln sehen wie aus Eisen aus, haben aber einen Kern aus Buchsbaum. Boule gehört zur Provence wie der Skat zu Deutschland, es erfordert nicht den gleichen Intellekt, aber körperliches Geschick.

Im Pointieren stehe ich bereits, schlechte Tage abgerechnet, meinen Mann, aber im Schuss bin ich immer noch ohne Verlass, obwohl ich viel übe. Wahrscheinlich ist eben das der Fehler. Die Franzosen spielen alle von Kindsbeinen an, aber keinem ist es je eingefallen zu üben. Wichtig ist die Spannung: Der Boule-Spieler muss die Wurfbahn so vollkommen im Nerv haben, dass dem Werfen nur noch der Vollzug einer bereits feststehenden Tat zukommt. Lockert sich auch nur das geringste Teilchen im Körper oder im Auge und lungert herum, so geht die Kugel vorbei. Und wenn mich Bab oder sonst etwas geärgert hat, dann treffe ich nicht mal auf vier Meter.

Aber auf unserer Terrasse, deren Terrain ich kenne, bin ich nicht so schlecht. Die Terrasse erscheint jedem zuerst ganz einfach, zumal am Nachmittag, wenn die Sonne jenseits steht und keine Reflexe des Blattwerks der Maulbeerbäume stören; ein glatter Teppich, zumal nach Regen. Dann gleicht sie, meint Monsieur Gabriel, einer elastischen jungen Frau im Honigmond. Aber sie hat Mücken. Sie kann trocken sein wie die blinde Fischmarie, und dann laufen die Bälle, bevor man sie aufsetzt — ein Hauch ist zu viel. Und nahe der

Hausmauer, wo das Terrain ansteigt, wimmelt es von großen und kleinen Steinen. Trifft der Ball einen davon, so macht er manchmal einen Riesensatz in eine ganz unvorhergesehene Richtung. Da ich selber aber die Steine, wenigstens die wichtigen, kenne — sie heißen Kröte, Mäuschen, Hurenbalg und Anatole — komme ich mit Glück zuweilen dem Ziel nahe.

Gewöhnlich spiele ich mit Vincent oder Louis mittags nach Tisch. Bab sitzt dabei auf der Haustreppe zwischen den Margeritenbüschen, trinkt ihren Kaffee und sieht zu. Manchmal, wenn Vincent und Louis in der Mittagspause schlafen, spiele ich allein und gewinne. Am Spiel der Einheimischen nehmen Frauen nicht teil, Bab aber wohl, und sie pointiert, und sogar mit Eigenart. Sie nimmt den Ball und wirft ihn, ohne sich zu bücken, anscheinend ohne zu zielen gar, jedenfalls ohne die geringste Sammlung oder Konzentration. Da lauf!

Die vorzügliche Eignung unserer Terrasse zum Boulen macht unser Haus gleich viel wertvoller. Aber nicht nur das Boulen: In unserem Schloss, da sind Bab und ich uns einig, wollen wir heimisch werden. Aber da gibt es ein Problem, und das ist Monsieur Grosjean.